

7 Die Juden in der Katechese

Kritische Bemerkungen zu einer kritischen Besprechung einer kritischen Untersuchung

Von Prälat Professor Dr. Joseph Solzbacher, Neuß

Im folgenden behandelt Professor Solzbacher die kritische Untersuchung »*Les Juifs dans la Catéchèse. Etude des manuels de catéchèse de langue française*«. Herausgegeben vom Centre de recherches socio-religieuses – Centre de recherches catéchétiques, Louvain 1969 im Lichte der kritischen Besprechung von Christopher Hollis, des englischen katholischen Schriftstellers: »Errors corrected – and repeated. Revising French catholic manuals« (»verbesserte und wiederholte Irrtümer. Eine Überprüfung französischer katholischer Handbücher«), in: »Patterns of Prejudice«. Vol. 4, No. 2. March-April 1970, p. 8–10.

Ein Arbeitsteam im Rahmen der beiden genannten Untersuchungszentren hat durch systematische Prüfung katechetischer Handbücher des französischen Sprachraums in exemplarischer Auswahl feststellen wollen, ob und wie weit die Äußerungen über die Juden der Erklärung des 2. Vatikanischen Konzils entsprächen, was gut, was zu ändern sei. Als Schlüsselworte dienten der Überprüfung folgende: Jude, Israel, Volk, Hebräer, Pharisäer. Die Äußerungen selbst hat man dann in drei Kategorien eingeteilt: günstig, neutral, ungünstig. Mit großer Akribie wurden die Ergebnisse in Tabellen statistisch dargestellt. Dann wird das Ergebnis kritisch ausgewertet.

In seiner kritischen Besprechung dieser kritischen Untersuchungen erhebt Christopher Hollis, wie es der Titel seiner Abhandlung schon sagt, den Vorwurf, daß sowohl die katechetischen Handbücher als auch das Arbeitsteam nicht nur Irrtümer verbessert, sondern auch wiederholt habe. Diesem Vorwurf ist zuzustimmen. Was aber den Ausführungen von Christopher Hollis darüber hinaus eine besondere Bedeutung gibt, ist folgendes: 1. Er argumentiert vom Standpunkt des katholischen Glaubens aus, d. h. er macht den Katholiken nicht den Vorwurf, daß sie wirklich katholisch sind, sondern sagt, sie hätten einige Möglichkeiten zur Beseitigung von Irrtümern nicht genutzt, die sie vom katholischen Standpunkt aus gehabt hätten. 2. Damit gibt er die Anregung, auf der von ihm angedeuteten Linie fortzufahren. – Da es sich um die Besprechung eines katholischen Werkes handelt und bei nichtkatholischen Christen sich manche Akzente verschieben können, bleiben die folgenden Ausführungen beim katholischen Standpunkt. Sie wollen alle »gelehrte Verdunkelung« vermeiden.

Eine gar nicht selbstverständliche Selbstverständlichkeit

Was Christopher Hollis eingangs über englische Immunität und französisch-europäische Anfälligkeit gegenüber dem Antisemitismus sagt, bleibt hier unbeachtet. Daß er die mit Bienenfleiß gemachten statistischen Auswertungen der Untersuchung nicht hoch anschlägt, hat gute Gründe. Den Wert der Untersuchung sieht er darin, daß hier gezeigt wird, was der Durchschnittskatholik über die Juden denken sollte. Denn katechetische Handbücher, vielfach voneinander abhängig, wollen ja nur bringen, was als allgemein angenommene katholische Auffassung

gilt. Und dann betont er nachdrücklich: Ein Christ muß die Autorität der Evangelien annehmen. »Deshalb muß der Christ, ob uns das paßt oder nicht, die Tatsache annehmen, daß Christus es gelegentlich notwendig fand, an seiner Umgebung scharfe Kritik zu üben.« »Die Handbücher, wollen sie christliche Handbücher sein, haben keine Alternative; sie müssen den Evangelien folgen.« Das ist gar nicht so selbstverständlich, wie es eigentlich sein müßte. Und das deutlich herausgestellt zu haben, ist ein Verdienst dieser Besprechung. Man kann von einem Katholiken nicht erwarten, daß er das Neue Testament ganz oder einige Teile davon »abschaffen« lassen will oder sie als verbindliche Richtschnur preisgibt. Bei allen Bemühungen, Vorurteile abzubauen und das Klima der Beziehungen zwischen Katholiken und Juden zu verbessern, muß man davon ausgehen, daß die einen Katholiken und die anderen Juden sind, und im Geiste des Dekrets des 2. Vatikanischen Konzils über die Religionsfreiheit müssen die einen bei den anderen die Überzeugung als Ergebnis einer wertvollen religiös-sittlichen Entscheidung ehrfürchtig achten.

Konkrete Hinweise

Jesus lebte in einer ganz jüdischen Welt. Sowohl seine Kritiker als auch seine Anhänger waren Juden. Die ersten Christengemeinden trennten sich nicht von der Synagoge. Paulus predigt in den Synagogen, wie Jesus es tat. Als das Johannesevangelium geschrieben wurde, hatten sich aber beide Gemeinschaften voneinander getrennt. Die Ausdrucksweise dieser kämpferischen Zeit bestimmt die Darstellung im Evangelium. Christopher Hollis hebt nun einige Punkte in der Darstellung der katechetischen Handbücher hervor, die zwar eine lange Tradition hinter sich haben, die aber in offenkundigem Widerspruch zu den Äußerungen der Evangelien selbst stehen. Gewiß wird der Vorwurf des »Gottesmordes« nach der Erklärung des 2. Vatikanums und nach einigen Maßnahmen Pius XII. und Johannes XXIII. immer seltener gefunden als etwa in ähnlichen Handbüchern des vorigen Jahrhunderts. Das ist ein Glück. Was aber sogar das Arbeitsteam der Untersuchung kaum bemerkt, ist, daß ein solcher Vorwurf gegenüber den heutigen Juden nicht nur dem gesunden Menschenverstand widerspricht, sondern auch den Evangelien selbst. Wie kann man das Wort der vor Pilatus rufenden Menge: »Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder« immer wieder zitieren, aber das Wort Jesu dabei unterschlagen: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«? Wenn man in der Aktivität des Kaiphas einen Grund findet zur völligen Verwerfung der Juden, warum findet man nicht in der Aktivität des Pilatus einen Grund zur völligen Verwerfung aller Römer? Wenn man nun die Juden aller Zeiten nicht anklagen und belasten darf, darf man dann nicht

wenigstens die Juden zur Zeit Christi anklagen? Manche Handbücher scheinen das zu glauben und zu tun, geleitet von einigen Textstellen des Neuen Testaments. Doch schon der gesunde Menschenverstand sagt, daß man solche Stellen nicht buchstäblich nehmen darf. Viele Juden waren damals in Jerusalem, die Jesus bei seinem Einzug in die Stadt zugejubelt haben. Es könnte sein, daß einige davon tatsächlich auch »Kreuzige ihn!« gerufen haben. Aber die Evangelien berichten doch, daß der Hohe Rat gegen Jesus sehr vorsichtig vorging, weil er befürchtete, die gewiß nicht geringe Zahl der Anhänger Jesu würden zu seinen Gunsten eingreifen. Wo die Mehrheit war, ist eine Frage der Spekulation. Jedenfalls ist es evident genug, daß es zwei Haltungen gab. Darum ist es absurd, alle Juden anzuklagen, die damals in Jerusalem waren. Was die Beurteilung der Pharisäer angeht, so findet man in den Handbüchern nur ganz selten einen Hinweis auf Männer wie Nikodemus und Gamaliel, die doch Pharisäer waren. Noch seltsamer ist, daß die Sadduzäer kaum erwähnt werden, die doch die Autoritäten stellten, die Jesu Tod betrieben haben. Die Pharisäer waren doch eher eine Oppositionspartei. Kein Wort des Evangeliums zeigt sie als Betreiber des Todes Christi. Noch seltsamer ist, daß auch das Arbeitsteam dies nicht erwähnt. Ebenso befremdend ist die Behandlung der jüdischen Verwerfung des Messias durch das Arbeitsteam. Wie es auch immer mit dem Anspruch der Gottheit Jesu beschaffen sein mag für einen Nicht-Christen, für den rechtgläubigen Christen gibt es nach Christopher Hollis keine verschiedenen Theorien. »Er muß glauben, daß Christus der Sohn Gottes war und sich als solchen verkündigte. Glaubt er das nicht, ist er kein Christ mehr.« Der größte Vorwurf, den die katechetischen Handbücher erheben, ist, daß die Juden ihren eigenen Messias nicht erkannten, als er zu ihnen kam. Sie führen verschiedene Gründe an; sie folgen hier einer langen Tradition. Aber so werden die Juden zum Prototyp aller, die Christi Botschaft verwerfen. Das gilt in besonderer Weise für die Pharisäer. Gewiß, einige Handbücher heben hervor, daß der Glaube eine Gnade ist. Aber die meisten sprechen hier eine scharfe Verurteilung aus, und das trotz der Mahnung Christi: »Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!« Das Arbeitsteam teilt hier die seltsame Blindheit der Handbücher. Gottes auserwähltes Volk hat durch die Verwerfung des Messias seinen Anspruch verspielt. Daß Paulus im Römerbrief das Gegenteil sagt, fällt ihnen nicht ein. Das Problem der Erwartung des Messias in der Zeit Jesu ist sehr kompliziert. Es fehlt jede Evidenz dafür, ob einmal in einzelnen Fällen Böswilligkeit der Grund der Ablehnung war. Aber im großen und ganzen wurde der Messias nicht als Sohn Gottes erwartet, und gerade dieser Anspruch konnte aus Furcht vor Blasphemie für manchen frommen Juden ein Grund der Ablehnung sein. Zum Abschluß lobt Christopher Hollis die freimütige und offene Tendenz, die Handbücher zu korrigieren, aber er macht den Vorwurf, so vertraut das Team mit den Handbüchern sei, so sehr fehle ihm Vertrautheit mit jüdischem Glauben und jüdischer Geschichte.

Mögliche weitere Hinweise

Die von Christopher Hollis herangezogenen Bibelstellen bilden zum Teil ein Gegengewicht, zum Teil heben sie die kritisierten Behauptungen auf. Nach beiden Richtungen ließen sich weitere Stellen heranziehen. Es muß herausgestellt werden, daß in den Evangelien das Wort »die

Juden« einen sehr verschiedenen Sinn hat. Jesus sagt zur Samariterin: »Das Heil kommt von den Juden« (Joh 4, 22). Die Ältesten von Kapharnaum wissen, daß Jesus sich mit ihnen und dem jüdischen Volk solidarisiert, als sie bei ihm für den Hauptmann eintreten (Luk 7, 4 f.) mit den Worten: »Er liebt *unser* Volk und hat *uns* die Synagoge gebaut.« Jesus hätte in keiner Synagoge reden können, hätten ihm nicht die Synagogenvorsteher Einladung und Erlaubnis gegeben. Gewiß gibt es nach dem »Galiläischen Frühling« einen Umschwung im Leben Jesu, aber das Gesamtverhältnis Jesu zu seinem Volk darf nicht bloß als ein Feind-Verhältnis erscheinen. Dem Wort Jesu am Kreuz kann noch das Petruswort (Apg 3, 17) hinzugefügt werden: »Nun denn, meine Brüder, ich weiß, ihr habt aus Unkenntnis gehandelt – wie auch eure Vorsteher.« Wie dürfen wir denn erklären, sie hätten aus böswilliger Verblendung gehandelt. Denn die Erklärung des Petrus ist keineswegs bloß als *captatio benevolentiae* zu nehmen, sondern als eine ernste Aussage. Am Beispiel des Saulus kann man zeigen, daß ein Pharisäer aus Eifer für Gott sich gegen Jesus und seine Anhänger wendet – entsprechend dem Wort Jesu (Joh 16, 2). Es sollte auch betont werden, daß (Apg 15, 5) unter den ersten Christen auch solche gab, »die aus der Pharisäerrichtung zum Glauben gekommen waren« wie auch (Apg 6, 7) »eine große Zahl von Priestern«. Solche, wie auch die von Christopher Hollis genannten, müssen in der katechetischen Unterweisung nachdrücklich und eindringlich hervorgehoben werden. – Damit ist freilich noch nicht alles Nötige geleistet.

Vier Forderungen für die Zukunft:

*Bessere Unterscheidung,
Besseres Selbstverständnis,
Bessere Kenntnis des anderen,
Mehr taktvolle Rücksichtnahme*

1. Bessere Unterscheidung

Diese Forderung gilt besonders uns Katholiken. Wenn wir von einer Revision unserer Einstellung zu den Juden sprechen und wenn wir uns redlich bemühen, müssen wir uns über einiges klar sein. Meinen wir mit den Juden das alttestamentliche Gottesvolk, dann haben wir gar nichts geleistet.

Es gehört zu unserem Glauben, uns als das neue Israel und darum das alttestamentliche Israel als Gottes Volk anzusehen. Seine heiligen Bücher sind auch für uns Gottes Wort. Leider müssen wir gestehen, daß sich das konkret mit unerleuchtetem Antisemitismus verbinden kann. Wir müssen uns sogar klarwerden, was an anderer Stelle noch auszuführen ist, daß dieser unser Glaube, wir seien das neue Israel, für die Juden eine Kränkung bedeutet.

Wir können mit den Juden die heutigen Juden meinen. Doch können wir dabei vergessen, daß die Juden nach Christus eine fast zweitausendjährige eigene Religionsgeschichte haben. Wir verkennen sie also, wenn wir meinen, sie hätten zur Zeit Christi und in der Apostolischen Zeit samt und sonders vor der Entscheidung für oder gegen Christus gestanden, und genau da stünden sie immer noch. Wir Katholiken können selbstverständlich nie vergessen und nie daran vorbeigehen, daß die junge Kirche zuerst im Rahmen der Synagogengemeinde entstanden ist und sich in schmerzlichen Auseinandersetzungen von ihr getrennt hat. Wir müssen heute noch eine

Antwort darauf wissen, warum wir uns getrennt haben. Für die Juden liegt das ganz anders. Nur ein Teil von ihnen hat in der Apostolischen Zeit eine echte Auseinandersetzung mit Christus und der jungen Kirche gehabt. Die meisten haben ihr Leben fortgesetzt. Zur Vertiefung ihres Selbstverständnisses und zur Realisierung ihres konkreten Lebens bedürfen sie des Blickes auf Christus nicht. Der einzelne mag sich plötzlich in die Entscheidung gestellt sehen; die Gemeinschaft nicht. Es geht uns ähnlich mit Mohammed. Es mag nützlich und wertvoll sein, mit Mohammeds Wirken und Lehren sich zu konfrontieren. Aber die katholische Kirche bedarf zu einer Vertiefung des Selbstverständnisses und zur besseren Realisierung ihrer Lebensgestaltung dessen nicht.

Es kann sein, daß wir, wie das 2. Vatikanum es tut, es für unsinnig und unberechtigt erklären, die heutigen Juden mit dem Vorwurf des »Gottesmordes« zu belasten. Das ist eine wichtige Klärung. Es bleibt aber die Frage: »Dürfen wir diesen Vorwurf gegen die Juden erheben, die damals den Tod Christi betrieben haben?« In seinem bewundernswert anständigen Absatz, von Katholiken nur Äußerungen in Treue gegenüber dem katholischen Glauben zu erwarten, meint Christopher Hollis, der Katholik sei verpflichtet, anzunehmen, Jesus habe sich als Sohn Gottes bekannt und dafür Anerkennung verlangt. Die neuere katholische Exegese betont aber immer mehr, daß das Offenbarungs- und Heilsgeschehen in Christus ein echt historischer Prozeß war, daß er das Reich Gottes ausrief und die Voraussetzungen für den Eintritt in das Reich Gottes proklamierte. Daß er mehr als ein Prophet war, daß er eine Ausnahmestellung in der Heilsgeschichte einnahm, daß er ein Gipfelpunkt war, daß er ein intimeres Gottesverhältnis hatte als alle anderen vor ihm, das wurde vielen deutlich. Daß er aber im metaphysischen Sinn, im trinitarischen Sinn der Sohn Gottes war, ist niemand vor der Auferstehung klargeworden. Wenn aber, eine Annahme, die sich mit dem katholischen Glauben gewiß vereinbaren läßt, niemand vor der Auferstehung seine Gottheit im eigentlichen Sinn erfaßt hat, niemand von denen, die an ihn glaubten, kann man dann erwarten, daß seine Feinde seine Gottheit erfaßt oder auch nur erahnt hätten? Dann sind aber auch die wenigen, die konkret Jesu Tod betrieben haben, von der Anklage des »Gottesmordes« völlig frei. Man könnte diesem Begriff dann nur noch einen objektiven, tragischen Sinn, aber keinen persönlich anklagenden Sinn mehr geben.

Die Überwindung des Antisemitismus setzt eine Klimaverbesserung gegenüber den heutigen Juden voraus. Abgebaut werden muß, was als religiöse Belastung der heutigen Juden ausposaunt worden ist. Freilich können wir Katholiken den Juden ihre religiöse Tiefe nicht absprechen. Die Exegeten und auch die Dogmatiker, besonders die Ekklesiologen, sollten Röm 9–11 genauer durchforschen, damit die Katecheten von der Fachtheologie Information bekämen, was sie den Katechumenen zur Vertiefung des Verhältnisses zwischen Katholiken und Juden vermitteln können.

2. Besseres Selbstverständnis

Das gilt für beide Seiten. Einiges ist dazu schon gesagt worden. Die Fortschritte in der Bibelforschung zeigen uns Katholiken, daß die Evangelien nicht ein Protokoll der Reden Jesu sind, und daß auch nicht nur im Johannesevangelium die Sprechende der Polemik zur Verfassungszeit die Darstellung der Reden Jesu bestimmt hat. Wich-

tig ist auch die Erkenntnis, die wir u. a. Gregory Baum verdanken, daß Jesus zu seinem Volk redet in der Sprache der Propheten. Er tadelt sie so scharf, weil er sie für die Umkehr und den Anschluß gewinnen will. Es ist unsachlich und unerlaubt, die leidenschaftliche prophetische Rede als eine auch heute noch gültige Beschimpfung anzusehen.

Zwischen uns Katholiken und den Juden steht Jesus. Er verbindet uns, und er trennt uns. Die antisemitische katholische Position hat eine feindselige Haltung gegen Jesus bei den Juden bewirkt. Das hat sich geändert. Die Juden beginnen, Jesus als einen jüdischen Menschen zu verstehen.

Hier haben wir eine erfreuliche Entwicklung¹. Vom katholischen Standpunkt könnte man hier auf die Unterscheidung der »Lehre Jesu«, d. h. dessen, was Jesus gelehrt hat, und der »Lehre über Jesus«, d. h. was der christliche Glaube von Jesus sagt, hinweisen. Zu denen, der Jesus mit seiner Lehre für Israel und die Heiden ernst nimmt, gehört Prof. David Flusser, Jerusalem. Ich gestehe gerne, daß ich durch einen seiner Vorträge über Jesus eine vertiefte Kenntnis Jesu und eine größere Liebe zu Jesus gewonnen habe – und nicht nur ich allein –, obschon er sehr bewußt als Jude gesprochen und ich sehr bewußt als Katholik zugehört habe. Bloß Zufälliges, nur historisch Bedingtes tritt auf beiden Seiten vor dem Wesentlichen zurück.

3. Bessere Kenntnis des anderen

Das geht nur durch Überwindung einer Reihe von Vorurteilen. Das setzt aber auch voraus, daß ich nicht versuche, dem anderen meine Position aufzunötigen. Ich muß mir vom anderen sagen lassen, wie er sich versteht. Wir Katholiken müssen endlich aufhören, in den Juden von heute das unveränderte alte Volk Israel zu sehen.

4. Mehr taktvolle Rücksichtnahme

Wenn ich mit jüdischen Bekannten oder Freunden biblische Texte bespreche, darf ich ihnen kein Ärgernis durch die Aussprache des für sie unaussprechlichen Gottesnamens geben. Ich werde sie auch nicht zwingen, durch die Bezeichnung »Altes Testament« einen christlichen Standpunkt einzunehmen. »Bibel«, »Hl. Schrift« umfaßt für mich natürlich auch das NT. Ich habe mich daran gewöhnt, den unter Juden üblichen Ausdruck »Tenach«, ein Abkürzungswort aus »Tora«, »Newim« und »Ketuwim« zu gebrauchen. Vergleichsweise habe ich auch seit Jahren aufgehört, die Muslims »Mohammedaner« zu nennen, weil diese darin eine Kränkung sehen.

Bleibende Spannungen

Bei allen gründlichen und vornehmen Bemühungen werden Spannungen bleiben. Wichtig ist eine große Offenheit. Es ist falsch, irgend etwas zu vertuschen.

Ein besonderer Anstoß ist das *Missionarische*.

Auch die Juden waren in ihrer Geschichte gelegentlich von missionarischem Eifer – auch den Christen gegenüber – von größerem missionarischem Erfolg, als zumeist bekannt ist. Wie es heute mit dem Missionarischen bei den Juden steht, müßten sie selbst erklären. Für einen Katholiken ist das Missionarische ein selbstverständlicher Ausfluß aus dem Wesentlichen seines Glaubens. Ich muß darum als Katholik offen und freimütig gestehen, daß es mein Wunsch und mein Gebet ist, daß möglichst alle

¹ s. u. S. 54, 63 ff.

Menschen, also auch alle Juden, mit mir Glieder der katholischen Kirche werden. Aber ebenso offen und deutlich erkläre ich, daß alle Bemühungen, eine Verbesserung katholisch-jüdischer Beziehungen weder versteckt noch offen missionarische Bemühungen sind. Denn katholisch-jüdische Beziehungen setzen voraus, daß die einen Katholiken, die anderen Juden sind, und die Herstellung guter Beziehungen ist ein Wert in sich. Katholiken haben in der Vergangenheit Juden im Namen einer Judenmission oft derart skandalös bedrückt, daß das Missionarische in Verfall geraten ist. Das verlangt, diese düstere Tradition durch freundschaftlich-brüderliche Beziehungen abzubauen. Als Katholik und als Deutscher habe ich ein doppeltes düsteres Erbe auf meinen Schultern. Darum habe ich mich seit Jahren entschlossen, mich aktiv in einem »Verein der Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem« einzusetzen. Ich möchte als katholischer Priester mich ganz schlicht, ohne irgendeine religiöse oder

ationale Erwartung, für ein wichtiges nationales und geistiges jüdisches Institut einsetzen.

Klarheit, Offenheit, Verzicht auf »gelehrte Verdunkelung«, aber auch Respektierung der gläubigen Position beider Seiten, geduldiges Ertragen von Spannungen, die sich nicht aufheben lassen, aber ein ständiges Bemühen, alles abzutun, was vom Wesen der eigenen gläubigen Position nicht gefordert wird, das ist die glückhafte Straße zu immer besseren Beziehungen zwischen Katholiken und Juden. Wie Christopher Hollis schon betont hat, können die katechetischen Handbücher nur weitergeben, was als allgemein anerkannte Haltung gilt. Die Katechese über die katholische Einstellung zu den Juden verlangt also, daß die Leute von der Zunft, die Exegeten und die Dogmatiker, besonders die Ekklesiologen, ihre Forschungen, Untersuchungen und Spekulationen intensivieren und auch die unmittelbaren praktischen Konsequenzen für die katechetische Unterweisung herausarbeiten.

8 Deutsches Judentum: Vergangenheit – Gegenwart

I 15 Jahre Leo Baeck Institut

Eröffnungsansprache von Dr. Siegfried Moses anlässlich der Tagung des Leo Baeck Instituts in Jerusalem, 21.6.1970

Aus dem »Mitteilungsblatt des Irgun Olej Merkaz Europa« (XXXVIII/26), Tel Aviv, 26. 6. 1970, entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Redaktion die folgende deutsche Übersetzung der Ansprache, die Dr. Moses, der Präsident des Leo Baeck Instituts, zur Eröffnung der wissenschaftlichen Tagung über Tätigkeit und Ziele des Instituts gehalten hat.

Das Leo Baeck Institut, das vor 15 Jahren gegründet worden ist, hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der Juden in Deutschland und in den deutsch-sprachigen Ländern Mitteleuropas zu erforschen und darzustellen. Vielleicht wird mancher fragen: Für wen kann dieses unser Aufgabengebiet interessant und wichtig sein? Zwar sind wir Juden besonders geschichtsbewußt, und unsere Geschichte liegt uns allen am Herzen. Aber dieses Interesse gilt nicht uneingeschränkt und im gleichen Maße der ganzen jüdischen Geschichte. Wir alle interessieren uns für die Geschichte des jüdischen Volkes, das hier in Israel sein geschichtliches Dasein begann; wir fühlen uns als die Nachfahren dieses Volkes. Und gleichermaßen sind nicht nur wir Juden in Israel, sondern die Juden der Welt interessiert an der Geschichte der Entwicklung des Staates Israel. Anders verhält es sich mit der Geschichte der jüdischen Diaspora. Wir können nicht alle gleichermaßen interessiert sein an der Geschichte der Juden in den verschiedenen Ländern der Welt. Zwei Wurzeln kann das Interesse an der Geschichte der Juden eines bestimmten Landes haben. Die Juden, die in dem betreffenden Lande leben oder gelebt haben, sind an der Geschichte ihrer Väter interessiert und an den geschichtlichen Umständen, die ihr eigenes Leben und Wesen beeinflusst und in gewissem Umfange geformt haben. Außerdem aber sind wir alle uns bewußt, daß es gewisse Perioden gibt, in denen

die Geschichte der Judenheit eines Diasporalandes von hoher Bedeutung für die Gesamtgeschichte des jüdischen Volkes gewesen ist; ein klassisches Beispiel dafür ist, im besonderen unter der Perspektive der Geistesgeschichte, die spanische Periode. So kann das Studium der Geschichte des jüdischen Volkes und eine Analyse des heutigen Weltjudentums Interesse erwecken für die Geschichte der Juden eines Diasporalandes, wenn sich herausstellt, daß die Geschichte der Juden dieses Landes besondere Bedeutung für die Entwicklung des Judentums und für die heutige Gestalt des Weltjudentums gehabt hat.

Der Kreis der Interessenten an unserem Forschungsgebiet ist also notwendigerweise begrenzt. Hieraus erklären sich zwei auf den ersten Blick überraschende Tatsachen: daß wir nach 15 Jahren heute zum ersten Mal vor eine größere Öffentlichkeit in Israel treten und daß unser Institut in Israel weniger bekannt ist als in der Welt der Wissenschaft. Andererseits entspringt aus den beiden Quellen, die im allgemeinen das Interesse an der Geschichte eines Diasporalandes erwecken können, auch das Interesse, das das Leo Baeck Institut für seinen Themenkreis beanspruchen darf.

Die aus Deutschland und den deutsch-sprachigen Ländern Mitteleuropas stammenden Juden haben das Leo Baeck Institut gegründet, weil sie wußten und wissen, daß sie die ersten Träger eines solchen Instituts sein müssen, und weil sie daran interessiert sind, daß dieses Geschichtsbild gezeichnet wird und erhalten bleibt. Sie haben dabei auch die Hoffnung, daß das Erbe des deutschen Judentums in dem Maße auf künftige Geschlechter übergehen wird, in dem Vererbung von Geistesgut überhaupt möglich ist.